

MEG CABOT
Die Tochter von Avalon

Buch

Avalon High ist auf den ersten Blick eine ganz normale High-school mit ganz gewöhnlichen Schülern: wie zum Beispiel Lance, der durchtrainierte Athlet, oder Jennifer, die wunderschöne Cheerleaderin, und natürlich Will, der charismatische Jahrgangssprecher und toll aussehende Quarterback des Footballteams. Doch tatsächlich ist keiner von ihnen das, was sie auf den ersten Blick zu sein scheinen – und das gilt, wie Ellie, die Neue an der Schule, bald herausfinden muss, ebenso für sie selbst. Doch welche Rolle wird sie in dem Drama spielen, das unabwendbar über die vier Freunde hereinbricht? Und was, wenn die unheimliche Prophezeiung, die über ihnen allen schwebt, tatsächlich zutrifft und sie dazu bestimmt sind, die sagenhafte Tafelrunde von König Artus zu neuem Leben zu erwecken? Mit Ellie als Tochter von Avalon...

Autorin

Meg Cabot stammt aus Bloomington, Indiana. Nicht nur, aber auch wegen der Air Condition verbrachte sie in ihrer Jugend viel Zeit in Bibliotheken und las die Romane von so verführerischen Autorinnen wie Jane Austen und Barbara Cartland. Nach dem Studium hoffte sie auf eine Karriere als Designerin in New York und arbeitete währenddessen u.a. als Hausmeisterin in einem Studentenwohnheim. Mit großem Erfolg, denn immerhin ließ dieser Job ihr genügend Zeit, ihren ersten Roman zu schreiben. Inzwischen hat Meg Cabot mehr als vierzig Romane verfasst und ist international eine höchst erfolgreiche Bestsellerautorin. Vor allem im Bereich des Jugendbuchs: Zwei ihrer »Plötzlich-Prinzessin«-Romane wurden von Hollywood verfilmt, auch die Fernsehserie »Missing« basiert auf ihren Büchern. Meg Cabot lebt mit ihrem Ehemann abwechselnd in New York City und Key West. Zusätzliche Informationen finden Sie unter: www.megcabot.com

Meg Cabot
Die Tochter
von Avalon

Roman

Aus dem Englischen
von Patricia Woitynek

blanvalet

Die englische Originalausgabe
erschien 2005 unter dem Titel »Avalon High«
bei HarperCollins, New York.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Januar 2008

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Meg Cabot

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Blanvalet, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Umschlaggestaltung: HildenDesign München

Umschlagfoto: © Olivier Ponsonnet, Frankreich

Redaktion: Waltraud Horbas

UH · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-24454-6

www.blanvalet.de

*Für die beiden Barbara Cabots,
Bad Mommy und Tante Babs*

*Was der Fluch meint, weiß sie nicht,
Zum Webstuhl gewandt ist ihr Gesicht,
Denn weiter hat sie keine Pflicht,
Die Lady von Shalott.*

Alfred Lord Tennyson

1



*Und als der Mond am Himmel steht,
Jeder sein Korn zu Bündeln dreht,
Ein Flüstern durch die Runden geht
Über die Lady von Shalott.*

Du hast so ein Glück!«

Es war wieder mal typisch Nancy, die Dinge von dieser Warte aus zu sehen. Meine beste Freundin ist nämlich das Paradebeispiel einer Optimistin.

Nicht dass ich pessimistisch veranlagt wäre oder so was. Ich denke bloß... praktisch. Zumindest behauptet das Nancy.

Und nun bin ich also auch noch ein Glückspilz.

»Glück?«, jaulte ich ins Telefon. »Wieso habe ich Glück?«

»Ach, du weißt schon«, meinte Nancy. »Du wirst ganz von vorn anfangen. In einer völlig neuen Schule, wo dich keiner kennt. Du kannst dir selbst ein komplett neues Image verpassen, ohne dass dir jemand blöd kommt und fragt: ›Wem willst du denn was vormachen, Ellie Harrison? Ich weiß noch genau, wie du in der ersten Klasse Klebstoff gegessen hast.««

»So habe ich das noch nie gesehen«, sagte ich. Was stimmte. »Trotzdem warst du diejenige, die den Kleber gegessen hat.«

»Du weißt schon, worauf ich hinauswill.« Nancy seufzte. »Also dann, viel Glück. Mit der Schule und allem.«

»Ja«, antwortete ich. Trotz der tausend Meilen, die zwischen uns lagen, spürte ich, dass es nun Zeit war, aufzulegen. »Mach's gut.«

»Du auch«, sagte Nancy und fügte dann nochmals hinzu: »Du hast so ein Glück!«

Wirklich, bis zu diesem Gespräch hatte ich überhaupt nichts Glückliches an meiner Situation entdecken können. Außer vielleicht der Tatsache, dass es einen Pool im Garten unseres neuen Hauses gab. Wir hatten noch nie einen eigenen Pool gehabt. Wenn Nancy und ich früher schwimmen gehen wollten, mussten wir uns auf unsere Räder schwingen und die fünf Meilen – meist bergauf – zum Como Park fahren.

Ich gebe es zu: Als meine Eltern die Neuigkeiten bezüglich ihres akademischen Forschungsjahres verkündeten, war ihr hektisch vorgebrachter Zusatz ›Wir mieten ein Haus mit Schwimmbad!‹ das Einzige, das ein spontanes Erbrechen meinerseits verhindern konnte. Für das Kind eines Professors ist das Wort *Forschungsjahr* wahrscheinlich der schmutzigste Ausdruck in seinem gesamten persönlichen Vokabular. Alle sieben Jahre bekommen die meisten Professoren so eine meist einjährige Auszeit angeboten, damit sie ihre Batterien aufladen und versuchen können, ein Buch zu schreiben und zu veröffentlichen.

Professoren lieben Forschungsjahre.

Ihre Kinder hassen sie.

Denn wer will sich schon verpflanzen lassen und alle seine Freunde aufgeben, anschließend neue Freundschaften an einer völlig neuen Schule knüpfen und gerade an-

fangen zu denken: *Okay, so schlimm ist es gar nicht*, nur um dann ein Jahr später wieder verpflanzt zu werden und dahin zurückzukehren, wo man hergekommen ist?

Niemand. Jedenfalls niemand, der alle Tassen im Schrank hat.

Wenigstens ist dieses Forschungsjahr nicht so schlimm wie das letzte, welches wir in Deutschland verbrachten. Nicht dass es an Deutschland irgendwas auszusetzen gäbe. Ich tausche bis heute E-Mails mit Anne-Katrin aus, meiner Banknachbarin an der sonderbaren deutschen Schule, die ich dort besuchte.

Aber – hallo? Ich musste eine komplett neue Sprache lernen!

Dieses Mal bleiben wir wenigstens in Amerika. Okay, wir sind außerhalb von Washington D. C., was wenig Ähnlichkeit mit dem Rest von Amerika hat. Trotzdem spricht hier jeder Englisch. Bis jetzt.

Und es gibt einen Pool.

Ein eigenes Schwimmbad zu haben, ist eine verantwortungsvolle Sache, wie sich inzwischen gezeigt hat. Ich meine damit, dass man jeden Morgen die Filter checken muss, um sicherzugehen, dass sie nicht mit Blättern oder toten Grillen verstopft sind. In unserem finden sich fast immer ein oder zwei Frösche. Wenn ich früh genug nachsehe, sind sie meistens noch am Leben – und ich muss dann einen Rettungseinsatz für Frösche durchführen.

Der einzige Weg, die Frösche zu evakuieren, besteht darin, unter die Wasseroberfläche zu greifen und den Filterkorb herauszuziehen, wobei meine Hände schon alles mögliche echt eklige Zeug berührt haben, das darin herumtreibt, wie tote Käfer und Wassermolche, ein paarmal

auch ertrunkene Mäuse. Einmal war da eine Schlange. Sie lebte noch. Da ich nach Möglichkeit vermeide, irgendwas zu berühren, das lähmende Giftströme durch meine Venen jagen könnte, schrie ich meinen Eltern zu, dass da eine Schlange im Filterkorb sei.

Mein Vater reagierte auf seine typische Art und Weise; er schrie zurück: »Und? Was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun?«

»Hol sie raus«, verlangte ich.

»Auf keinen Fall«, sagte mein Dad. »Ich werde ganz sicher keine Schlange anfassen.«

Meine Eltern sind nicht wie andere Eltern. Zum Beispiel verlassen andere Eltern tatsächlich das Haus, um zur Arbeit zu gehen. Wie ich gehört habe, verbringen manche von ihnen dort sogar sage und schreibe fünfundvierzig Stunden jede Woche.

Nicht meine. Meine sind *immer* daheim. Sie gehen niemals zur Arbeit. Die meiste Zeit vergraben sie sich in ihren Heimbüros, um dort zu lesen und zu schreiben. Sie kommen praktisch nur einmal am Tag heraus – um *Jeopardy!* zu sehen und sich gegenseitig die Antworten zuzubrüllen.

Andere Eltern kennen nicht sämtliche Antworten bei *Jeopardy!*, oder zumindest brüllen sie sie nicht heraus, falls sie es doch tun. Ich weiß das ganz sicher. Ich war oft genug bei Nancy zu Hause und habe den Beweis dort selbst gesehen. Ihre Eltern gucken nach dem Abendessen *Entertainment Tonight*, wie ganz normale Leute.

Ich weiß keine der Antworten bei *Jeopardy!*. Deshalb hasse ich diese Show ein bisschen.

Mein Vater ist in der Bronx aufgewachsen, wo es keine Schlangen gibt. Er ist ein totaler Naturhasser. Er ignoriert

unsere Katze Tig vollkommen, was natürlich zur Folge hat, dass Tig verrückt nach ihm ist.

Und wenn mein Dad eine Spinne sieht, kreischt er wie ein Mädchen. Dann kommt meine Mom, die auf einer Farm in Montana aufgewachsen ist und weder Geduld mit Spinnen noch mit meinem schreienden Vater hat, und tötet sie, obwohl ich ihr eine Million Mal erklärt habe, dass Spinnen extrem nützlich für die Umwelt sind.

Es war also besser, sie nicht wegen der Schlange zu rufen, denn sonst wäre sie wahrscheinlich rausgekommen und hätte ihr vor meinen Augen sauber den Kopf abgebissen. Am Ende benutzte ich eine Astgabel, um sie herauszuziehen. Dann ließ ich sie in dem waldigen Gelände hinter dem Haus frei, das wir gemietet hatten. Nachdem ich meinen ganzen Mut zusammengenommen hatte, um die Schlange zu retten, fand ich sie eigentlich gar nicht mehr so gruselig, trotzdem wär's mir lieber, wenn sie nicht zurückkommt.

Wenn man einen eigenen Pool hat, gibt es noch mehr zu tun, als die Filterkörbe zu reinigen. Man muss den Beckenboden absaugen – was ziemlich viel Spaß macht – und ständig den Chlor- und den PH-Wert des Wassers messen. Ich liebe es, das Wasser zu testen, und mache es deshalb ein paarmal am Tag. Man füllt dafür etwas Wasser in kleine Teströhrchen, anschließend gibt man ein paar Tropfen von diesem Zeug dazu, und wenn dann das Wasser in den Röhrchen die falsche Farbe annimmt, muss man so einen Puder in die Filterkörbe schütten. Es ist fast so wie ein chemischer Versuch, nur besser, denn wenn ich fertig bin, habe ich schönes klares blaues Wasser statt einer der stinkenden Brühen, wie ich sie letztes Jahr in Chemie immer zusammengebraut habe.

Ich widmete einen Großteil des Sommers, in dem wir nach Annapolis zogen, dem Pool. Ich sage »widmen«, doch mein Bruder Geoff – er ist in der zweiten Augustwoche abgereist, um sein erstes Jahr am College zu beginnen – hat es anders ausgedrückt. Er nannte es »sich wie eine Bessene aufführen«.

»Ellie«, sagte er so viele Male zu mir, dass ich sie nicht mehr zählen konnte, »entspann dich. Du musst das nicht tun. Wir haben einen Vertrag mit einer Schwimmbadfirma. Die kommen jede Woche. Überlass es ihnen.«

Aber der Kerl von der Firma *interessiert* sich nicht wirklich für unseren Pool. Ihm geht es nur ums Geld, deshalb hat er keinen Sinn für die Schönheit seiner Aufgabe. Da bin ich mir ganz sicher.

Allerdings dämmert mir langsam, worauf Geoff hinauswollte. Ich meine, der Pool hat irgendwann angefangen, ganz schön viel von meiner Zeit in Anspruch zu nehmen. Wenn ich ihn gerade mal nicht sauber machte, ließ ich mich an seiner Oberfläche treiben. Ich benutzte dazu eines dieser aufblasbaren Floße, das mir meine Eltern nach viel gutem Zureden an einer Wawa gekauft hatten. Das ist der Name der Tankstellen hier in Maryland. Die Wawas. Daheim in Minnesota gibt es keine Wawas. Dort haben sie bloß Mobils, Exxons und so langweiliges Zeug.

Wir haben es an der Wawa dann auch gleich aufgeblasen – mithilfe des Luftdruckgeräts, das für Autoreifen bestimmt ist und mit dem man keinesfalls ein Gummifloß aufpumpen sollte. So steht es jedenfalls auf dem Floß.

Doch als Geoff unseren Dad auf diesen Umstand hinwies, meinte der nur: »Wen kümmert's?«, und pumpte weiter.

Und tatsächlich geschah nichts Schlimmes.

Ich versuchte, den ganzen Sommer über die gleiche Routine beizubehalten. Jeden Morgen nach dem Aufstehen schlüpfte ich in meinen Bikini, dann schnappte ich mir einen Müsliriegel und lief runter zum Pool, um den Filterkorb nach Fröschen und Ähnlichem zu durchforsten. Sobald ich dann auch alles andere sauber gemacht hatte, kletterte ich mit einem Buch auf mein Floß und begann, mich treiben zu lassen.

Zu dem Zeitpunkt, als Geoff sich Richtung College aufmachte, war ich in dieser Disziplin schon so gut, dass noch nicht einmal mehr meine Haare nass wurden. Ich konnte den ganzen Morgen ohne Pause vor mich hin treiben, bis dann irgendwann meine Mutter oder mein Vater auf der Veranda erschienen und »Mittagessen!« riefen.

An den Tagen, an denen ich fürs Kochen zuständig war, zauberte ich für meine Mom, meinen Dad und mich Erdnussbutter-Sandwiches mit Gelee. Falls meine Eltern dran waren, gab es Rippchen vom Red Hot and Blue, ein paar hundert Meter die Straße runter. Schließlich waren sie beide zu sehr mit Bücherschreiben beschäftigt, um Zeit zum Kochen zu haben.

Anschließend ging ich wieder raus zum Pool, bis meine Mutter oder mein Vater dann irgendwann auf der Veranda erschienen und »Abendessen!« riefen.

Ich finde, das war nicht die schlechteste Art, die letzten paar Wochen des Sommers zu verbringen.

Aber meine Mutter war anderer Meinung.

Ich weiß nicht, warum sie sich überhaupt plötzlich einmischen und mir sagen musste, was ich mit meiner Zeit zu tun habe. Schließlich ist sie diejenige gewesen, die zu-

gelassen hat, dass mein Vater uns hierherschleppte, um für das Buch, an dem er schreibt, Nachforschungen anzustellen. Sie selbst hätte ihr eigenes Buch – über meine Namensschwester Elaine von Astolat, die Lady von Shalott – genauso gut zu Hause in St. Paul schreiben können.

Ach, genau. Das ist noch so eine Sache, wenn man Professoren als Eltern hat: Sie nennen ihre Kinder nach irgendwelchen x-beliebigen Autoren – wie den armen Geoff nach Geoffrey Chaucer – oder literarischen Figuren wie der Lady von Shalott, alias Lady Elaine, die Selbstmord beging, weil Sir Lancelot Königin Guinevere – das ist die, die in dem Film *King Arthur* von Keira Knightley gespielt wird – lieber mochte als sie.

Mir ist völlig egal, wie schön das Gedicht über sie ist. Es ist nicht gerade cool, nach einer Figur benannt zu sein, die sich wegen eines Kerls umgebracht hat. Ich habe mich deshalb schon mehrfach bei meinen Eltern beschwert, aber sie kapieren es noch immer nicht.

Das Vornamen-Ding ist allerdings nicht das Einzige, das sie nicht kapieren.

»Hast du keine Lust, ins Einkaufszentrum zu fahren?«, fing meine Mom plötzlich an, mich jeden Morgen zu fragen, noch bevor ich zum Pool entwischen konnte. »Willst du nicht ins Kino gehen?«

Nur leider hatte ich, seit Geoff auf dem College war, niemanden mehr, um ins Einkaufszentrum oder ins Kino zu gehen – außer natürlich meinen Eltern. Und auf gar keinen Fall würde ich mit ihnen gehen. Das hatte ich bereits versucht – Experiment misslungen. Es gibt nichts Schlimmeres, als mit zwei Leuten im Kino zu sitzen, die den Film

genüsslich zu Tode sezieren. Ich meine, es war ein Vin Diesel, okay? Was hatten sie denn *erwartet*?

»Jetzt fängt doch sowieso bald die Schule an«, erklärte ich meiner Mutter. »Warum kann ich bis dahin nicht einfach im Pool treiben?«

»Weil es nicht normal ist«, antwortete sie.

Worauf ich mir nicht verkneifen konnte, zu fragen: »Woher willst du denn wissen, was normal ist?« Denn, um den Tatsachen ins Auge zu sehen, meine Eltern sind beide Spinner.

Aber sie reagierte noch nicht mal sauer. Stattdessen schüttelte sie einfach den Kopf und meinte: »Ich weiß durchaus, was man als normales Verhalten einer Jugendlichen betrachtet. Und den ganzen Tag allein in diesem Pool herumzutreiben, gehört nicht dazu.«

Ich fand ihre Worte unnötig scharf. Es ist nichts Falsches daran, sich auf dem Wasser treiben zu lassen. Tatsächlich macht es wahnsinnig Spaß. Man kann sich hinlegen und lesen, oder, falls das Buch langweilig wird oder man es ausgelesen hat und zu faul ist, ins Haus zu laufen, um sich ein neues zu holen, beobachten, wie das Wasser die Sonnenstrahlen reflektiert und auf die Unterseiten der Blätter an den Bäumen über einem zurückwirft. Gleichzeitig kann man den Vögeln und Zikaden lauschen, und dem Rat-tat-bum, das aus ziemlicher Entfernung vom Waffenübungsplatz der Marineakademie herandringt.

Wir sahen sie manchmal. Die Middies meine ich, besser gesagt die Midshipmen oder Seeoffiziersanwärter, wie sie lieber genannt werden möchten. In ihren strahlend weißen Uniformen und meist in Zweiergruppen waren sie oft gerade Richtung Innenstadt unterwegs, wenn meine El-

tern und ich uns zu Hard Bean Coffee and Booksellers aufmachten, um dort ein neues Buch für mich und Kaffee für sie zu kaufen. Mein Dad wies mich dann immer auf sie hin und sagte: »Guck mal, Ellie. Matrosen.«

Was gar nicht so seltsam war, wie es scheint. Ich schätze, er versuchte einfach eine Art Mädchengespräch mit mir zu führen. Weil nämlich meine Mutter, die Spinnenmörderin, von solchen Dingen keine Ahnung hat.

Wahrscheinlich wurde von mir erwartet, die Middies süß zu finden, oder so etwas. Aber ich würde auf keinen Fall mit meinem *Vater* über süße Jungs reden. Natürlich wusste ich seine guten Absichten zu schätzen, aber irgendwie war das Ganze genauso schlimm wie Moms »Lass uns doch zusammen ins Einkaufszentrum fahren«-Tick.

Und es ist ja nicht gerade so, als würde mein Dad *seine* Tage mit irgendwelchen besonders aufregenden Tätigkeiten ausfüllen. Das Buch, das er schreibt, schneidet auf dem Langweiligkeitsbarometer sogar noch schlechter ab als Moms, denn es geht darin um ein Schwert. Ein Schwert! Es ist noch nicht mal ein hübsches Schwert, mit Juwelen oder Gold oder so was. Es ist total alt und überall mit diesen Rostflecken übersät und außerdem keinen Cent wert. Ich weiß das, weil die National Gallery drüben in Washington D.C. meinem Vater erlaubt hat, es mit nach Hause zu nehmen, damit er es genauer studieren kann. Das ist überhaupt der Grund, warum wir hierhergezogen sind... damit er dieses Schwert unter die Lupe nehmen kann. Es liegt jetzt in seinem Büro – besser gesagt im Büro des Professors, dessen Haus wir gemietet haben, während er in England sein eigenes Forschungsjahr verbringt, um dort vermutlich etwas noch Wertloseres zu untersuchen als Dads Schwert.

Professoren können sich von Museen Sachen leihen und mit nach Hause nehmen, falls sie von akademischem Interesse (mit anderen Worten: völlig wertlos) sind.

Ich verstehe nicht, wieso meine Eltern sich ausgerechnet das Mittelalter als ihr Fachgebiet ausgesucht haben. Es ist die langweiligste Ära überhaupt, vielleicht abgesehen vom prähistorischen Zeitalter. Mir ist klar, dass ich mit dieser Meinung zu einer Minderheit gehöre, aber das liegt daran, dass die meisten Menschen eine völlig verkorkste Vorstellung davon haben, wie die Dinge im Mittelalter wirklich aussahen. Die meisten Menschen glauben nämlich, dass es so war, wie es in Film und Fernsehen dargestellt wird. Ich rede von Frauen, die in spitzen Hüten und hübschen Kleidern umherwandern, dabei »Ihr« und »Euch« sagen, während tapfere Ritter auf ihren Pferden davondonnern, um sich einer gefährlichen Situation zu stellen.

Aber wenn man Mediävisten als Eltern hat, lernt man in ziemlich jungen Jahren, dass die Sache ganz anders aussah. In Wahrheit hatten die Leute im Mittelalter einen echt üblen Körpergeruch, schlechte Zähne und die Angewohnheit, mit etwa zwanzig Jahren an Altersschwäche zu sterben. Die Frauen wurden alle unterdrückt und gezwungen, Typen zu heiraten, die sie nicht ausstehen konnten, und außerdem für jede Kleinigkeit, die schiefging, verantwortlich gemacht.

Man muss sich doch nur Guinevere anschauen. Jeder denkt, dass es allein ihre Schuld ist, dass Camelot nicht mehr existiert. Da bin ich mir ganz sicher.

Allerdings habe ich schon früh entdeckt, dass das Weitergeben solcher Informationen nicht gerade den eigenen Beliebtheitsgrad steigert, wenn es um Besuche im Mittel-

alter-Restaurant, Einladungen zu Geburtstagspartys mit Dornröschen-Motto oder Dungeons & Dragons-Rollenspiele geht.

Aber was soll ich machen, mein Wissen einfach verschweigen? Ganz ehrlich, das kann ich nicht. Als könnte ich einfach dort sitzen und begeistert verkünden: »O ja, das Leben damals war echt super. Ich wünschte, ich könnte ein Zeitportal finden und ins Jahr 900 zurückreisen, mir dort Läuse holen und verfilztes Haar, weil die Haarspülung noch nicht erfunden ist. Ach ja, und falls ich mir eine Bronchitis oder Mandelentzündung einfange, sterbe ich übrigens, da es auch noch keine Antibiotika gibt.«

Das geht nicht. Als Folge stehe ich bei niemandem ganz oben auf der Liste, wenn es um Einladungen zu Renaissance-Festen geht.

Aber egal. Jedenfalls gab ich meiner Mutter am Ende nach. Nicht wegen des Einkaufszentrums. Wegen des Laufens mit meinem Vater.

Nicht dass ich wirklich Lust gehabt hätte.

Doch es war trotzdem eine andere Sache als das mit dem Kino oder dem Einkaufszentrum. Ich meine damit, dass Sport für Männer mittleren Alters sehr gut sein soll, und mein Vater hat seit langer Zeit in dieser Hinsicht nichts mehr gemacht. Ich hatte zu Hause in Minnesota erst letzten Mai die Bezirksmeisterschaft der Damen über zweihundert Meter gewonnen, doch mein Dad hat sich praktisch seit seinem letzten Gesundheitscheck vor einem Jahr, bei dem der Arzt ihm sagte, dass er zehn Pfund abnehmen müsse, nicht mehr bewegt. Er war zwar anschließend zweimal mit meiner Mutter im Fitnesscenter gewesen, doch dann hängte er das Training wieder an den Na-

gel, weil ihn das ganze Testosteron dort angeblich verrückt macht.

Deshalb war meine Mutter jetzt bereit, einen Handel mit mir zu machen: »Wenn du mit ihm laufen gehst, Ellie, kannst du meinetwegen weiter auf dem Pool herumtreiben.«

Ihr Versprechen gab für mich so ziemlich den Ausschlag. Das und die Tatsache, dass mein Vater damit die Chance bekam, seine Herzfrequenz zu erhöhen, was – wie ich aus der *Today Show* weiß – für alte Menschen extrem wichtig ist.

Ganz die gute Akademikerin, die sie ist, hatte meine Mom bereits Nachforschungen angestellt. Sie schickte uns zu einem Park, der etwa zwei Meilen von unserem Haus entfernt lag. Es war ein sehr schöner Park, in dem alles geboten wurde: Tennis- und Lacrosseplätze, ein Baseballspielfeld, saubere öffentliche Toiletten, zwei Ausläufe für Hunde – einen für große, der andere für kleine – und natürlich einen Laufweg. Allerdings gab es kein Schwimmbad wie daheim im Como Park, aber ich schätze, dass die Leute in unserer vornehmen neuen Nachbarschaft keinen öffentlichen Pool brauchen. Jeder hat seinen eigenen im Garten.

Ich stieg aus dem Auto und machte ein paar Dehnungsübungen, während ich aus den Augenwinkeln meinen Dad dabei beobachtete, wie er sich zum Laufen fertig machte. Er hatte seine Nickelbrille weggepackt – ohne die er blind ist wie eine Fledermaus. Tatsächlich wäre er im Mittelalter bestimmt mit drei oder vier Jahren in einen Brunnen oder etwas Ähnliches gestürzt und gestorben. Ich habe die hundertprozentige Sehstärke meiner Mutter

geerbt und hätte deshalb wahrscheinlich etwas länger gelebt. Jetzt also setzte mein Dad diese dicke Brille mit dem Plastikrand und den elastischen Bändern auf, mit denen er sie an seinen Kopf schnallen kann, damit sie ihm beim Laufen nicht runterrutscht. Meine Mom nennt sie seinen Armleuchterriemen.

»Das ist eine nette Laufstrecke«, meinte mein Dad, während er ihn zurechtrückte. Im Gegensatz zu mir, schließlich hatte ich viele Stunden im Pool verbracht, war mein Vater kein bisschen gebräunt. Seine Beine hatten die Farbe von Notenpapier. Nur mit Haaren. »Es ist genau eine Meile pro Runde. Der Weg führt da vorn durch einen kleinen Wald – scheint mir eine Art Baumschule oder Arboretum zu sein. Siehst du es? Wir sind also nicht die ganze Zeit in der heißen Sonne. Es gibt auch Schatten.«

Ich befestigte meine Ohrhörer. Ohne Musik kann ich nicht laufen, außer bei Wettkämpfen, weil es da verboten ist. Meiner Meinung nach ist Rap die ideale Unterstützung beim Training. Je wütender der Rapper, desto besser. Eminem ist mein Favorit, denn er ist einfach auf jeden sauer. Außer auf seine Tochter.

»Zwei Runden?«, fragte ich meinen Dad.

»Okay«, antwortete er.

Damit schaltete ich meinen iPod mini ein – ich befestigte ihn immer an einem Armriemen, was etwas ganz anderes ist als ein Armleuchterriemen – und lief los.

Am Anfang war es hart. In Maryland ist es feuchter als in Minnesota, wahrscheinlich wegen des Ozeans. Die Luft fühlt sich richtig schwer an. Es ist, als würde man durch Suppe laufen.

Doch nach einer Weile schienen sich meine Gelenke zu



Meg Cabot

Die Tochter von Avalon

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-24454-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2007

Die Geschichte einer einzigartigen Liebe, die länger währt als Raum und Zeit!

Wer ist nur dieser geheimnisvolle Will Wagner? Und wie kommt es, dass Ellie, die neue Schülerin an der Avalon High, das Gefühl hat, ihn bereits ihr ganzes Leben zu kennen – wenn sie ihn doch tatsächlich gerade zum ersten Mal getroffen hat? Eine uralte Legende erwacht zu neuem Leben – von einem magischen Schwert und der unsterblichen Liebe der Tochter von Avalon ...

Romantisch, spannend und mit einem Helden zum Verlieben!